

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 11 (1943-1944)
Heft: 3

Artikel: Aus dem Inneren Siziliens
Autor: König, René
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759448>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus dem Inneren Siziliens

von René König

Höhenstädte des Inneren

Ich durchfuhr Troina ohne Halt, sah aber das dichteste Leben auf dem gewaltigen Felsplateau, das so hoch sich erhebt, dass es über alle Vorsprünge und Bergrücken hinweg sich den Blick auf den Aetna bewahrt. In dieser Sicht ist der Berg über der Stadt nicht mehr als Schicksal, sondern nur noch als fernes Bild. Auf dieser Fahrt aber erfuhr ich, dass es des Vulkans nicht bedarf, um den Weg ins Innere der Erde zu finden. In der Einsamkeit ihrer Isolierung horchen all diese Städte am stummen Fels, der ins Unergründliche sich verliert, aber nicht nur Schutz bedeutet, sondern Sammlung aller Kräfte auf einem Punkt, in dem die Freiheit steht.

An jeder Wendung des Weges erfasst der Blick ein neues dieser eng auf den Felsen gedrängten Städtchen, die sich weit-hin sehen lassen. So Cerami, über das mein Weg führte, aber auch Capizzi rechts und Leonforte links in der Entfernung. Alles Städte, gleichermaßen auf Abwehr der Eroberung eingestellt, wie sie den anziehenden Eroberer reizen mögen. Denn immer neu sind die Schwierigkeiten des Terrains, die bezwungen werden müssen, und reiche Schätze winken dem Sieger. Wie in einem Speicher sammeln sich die Reichtümer der Umgebung in jeder einzelnen dieser Städte. Darum frug ich mich, welcher Art die Menschen gewesen waren, die hier als Eroberer sich niedergliessen und mit einer Hand von Kriegern die Urbevölkerung beherrschten. Wo die Menschen derart verschlossen auf den Gipfeln felsiger Einöden leben, da lauert überall auch der Aufruhr.

Sizilianische Vesper

Die Griechen haben das Innere der Insel nie so recht durchdrungen, eher noch die an der Westküste siedelnden Phönizier. Das mächtige Rom erst machte Sizilien zu einer Provinz, zum Teil im Zug der Punischen Kriege; doch seine Herrschaft blieb nicht unangefochten. Mittlerweile waren zwar in die Insel Unmengen von Feld- und Weidesklaven aus aller Herren Länder eingeführt worden, aber die sikelische Urnatur anverwandelt sich die Fremden, soweit sie unglücklich sind. Und Grund zum Unglück war genug vorhanden, nachdem in einer masslos grausamen Plantagenwirtschaft die Arbeiter ausgeplündert und gequält wurden, bis der innerste Kern des Menschen nackt und blutend zutage trat. Da beschworen die Sklaven am heiligen

Palikensee, an dem allein es ihnen vergönnt war, gleichberechtigt mit ihren Herren zu verkehren, jene Geheimbünde, die zum ersten und zum zweiten Sklavenkriege führten (135—132, 102—99 v. Chr.). Ein syrischer Sklave, der Gesichte hatte und Feuer aus dem Munde schnob, setzte sich an die Spitze des ersten Aufstandes und herrschte als König im unweiten Enna; auch im zweiten Aufstand machte sich ein Wahrsager zum Führer der Sklaven, gegen die Röm diesmal nur mit Mühe die Oberhand gewinnen konnte.

Seit dieser Zeit ist Sizilien die Heimat gewesen für den Aufstand des Menschen gegen die Sinnlosigkeit des Daseins. Nicht die spirituelle Vision des Naturmenschen, die unsere europäischen Revolutionen beherrscht, auch nicht der Aufstand einer Klasse oder einer Nation, sondern der Mensch der Natur wie er aufsteht, wenn alles von ihm abfällt, was Geist und Geschichte um ihn herum gesponnen haben, die Felsseele im gewachsenen Berg, der Mensch des Vulkans, der Mensch der aufgerissenen Tiefe. Einzig die zähe Geduld der Sarazenen oder die verwogene, berserkerhafte Kühnheit der Normannen vermochten sich solcher Natur gegenüber zu behaupten, wie Roger d'Hauteville, der in Troina mit seiner Frau und einer kleinen Schar von Kriegern einen gewaltigen Aufstand niederschlug. Als fühlten sich die Sikelioten mit den Normannen verwandt, lebt heute noch die Erinnerung an die nordischen Helden im Volk, die in zahllosen billigen Bilderbogen und in den gesungenen Moritaten des Marionettentheaters bewahrt wird. Ueber allem aber steht das Bild der sizilianischen Vesper von Palermo, das Urbild vom Aufstand des Menschen gegen den Stumpfsinn politischer Unterdrückung, und sie klingt lebendig wie am ersten Tag im Lande weiter, wie die mannigfaltig abgewandelten Darstellungen dieser Szene auf den Karettenbildern der ganzen Insel beweisen.

Die sizilianische Vesper erwächst aus einer grossen Armut, die aber den Kern des Menschen nicht berührt. Der Bauer des Innern ist neidlos arm wie die Pflanze, die aus dem Boden wächst. So kennt das Land auch nicht das unterstrichen zur Schau getragene Elend nördlicher Industriestädte, mit einziger Ausnahme des Schwefelgrubenbezirks zwischen Enna und Agrigent, besonders auffällig in dem trostlosen Hafenstädtchen Empedocle. Aber der industrielle Abbau des Schwefels entspricht nicht dem Entwicklungsstand der Insel, ist vielmehr nur Reflex des modernen Lebens im Norden, das sich mit Brot und Wein nicht mehr begnügen kann. Der Grundzug des sizilianischen Bauern ist eine — mit auffälligem Schönheitssinn verbundene — natürliche Vornehmheit, die dem Fremden mit herzlicher Gastfreundschaft begegnet. Er gibt von seinem Wenigen mit

herablassender Gebärde wie ein Edelmann. Aber gerade die Sicherheit seiner Haltung, die ihn in zerlöcherten Hosen und barfuss auch in der Stadt nicht verlässt, beweist, dass er jenseits der auf Repräsentation eingestellten bürgerlichen Illusionswelt des Nordens eine Wohlbegründetheit der Existenz sein eigen nennt, die durch keine Armut gefährdet wird. Sein Arbeitsleben macht ihn dem Fels verwandt. So bietet er aller geschichtlichen Wirrnis einen festen Widerstand. Er lebt in der Geschichte all der fremden Völker, die in sein Land kamen, um das Glück zu suchen, aber er verfällt nicht der Geschichte. So überlebt der Sizilianer auch alle Völkerscharen, die hier zugrunde gingen. Und wenn er jahrhundertelang sich in seiner hirtenhaften Armut einschliesst, so immer nur, um in einer sizilianischen Vesper plötzlich und stossweise wieder aufzustehen zu geschichtlichem Tun. Wer vermag zu sagen, welche Schlachten noch einst geschlagen werden auf dieser südlichen Insel, die in allem Untergang und in aller Verderbnis ihre Schönheit wahrte und die Seinsgewissheit ihrer Bewohner?

Höhlenwohnungen

In der Nähe von Nicosia ändert sich der Charakter der Besiedelung. Zwischen weiten, almartigen Wiesen, die die Berghänge hoch hinaufsteigen, dass man oft nur ganz fern das weidende Rindvieh erblickt, stehen vereinzelte Höfe in weiter Streuung; die Häuser werden beschattet von grossen Bäumen und vor ihnen breitet sich gelegentlich ein eingefasster Garten — ein äusserst befremdender Anblick im tiefen Süden. Hier lebt die importierte lombardische Bevölkerung noch heute ihren eigenen Lebensstil. Blauäugige Kinder umstehen den Wagen, und mehrfach sah ich Frauen mit reichem venezianisch-rotem Haar. Die Stadt selbst wirkt äusserst urban und lebhaft. Ich besuchte sie an einem Festtag und war erstaunt über die geschmackvollen und durchaus modernen Toiletten der Frauen aus bürgerlichen Ständen. Dabei besitzt auch Nicosia keine Bahnverbindung, ist wohl die am weitesten isolierte Stadt Siziliens. Unverständlich blieb mir nur, wie der alte Baedecker schreiben kann, die Bevölkerung lebe hier noch ganz wie im Mittelalter und zurückgeblieben. Mir erschien die Stadt im Gegenteil äusserst geschäftig; die umliegenden Gutshöfe machten einen freundlichen, geradezu reichen Eindruck, trotz der winkligen Gassen ist die Stadt klar und sauber, und die Lage auf dem Felsen macht sie luftig und heiter. Ausserdem spricht die Bevölkerung einen auffallend reinen und schön klingenden Dialekt, der neben den rücksichtslos die Sprache verstümmelnden übrigen Dialekten geradezu vollkommen anmutet.

Hinter Nicosia verliert sich die Strasse in welliges Hügel-

land, aus dem hier und da, von einer leichten Grasnarbe überdacht, der Felsen heraussieht. Auf diesem Wege verstand ich erst, woher der schlechte Ruf dieser Landschaft stammt, denn unzählig sind die Höhlen, die ringsum in den weichen Felsen geschnitten sind. Ihrem Zustand sieht man es deutlich an, dass sie bis vor kurzem bewohnt waren, und manche dienen auch heute noch den Bauern, die fern von der Stadt auf ihren Aeckern arbeiten, zu provisorischer Wohnung. Vielleicht uralte Höhlen der Sikeler, vielleicht von entflohenen Sklaven, die die Strassenräuberei als einträgliches Gewerbe übten, aus den Felsen ausgeschlagen, letzter Schutz des Menschen im Herzen der Natur während der dunklen Nacht der Völkerwanderung.

Später traf ich diese Höhlen überall auf der Insel wieder. An der Südostecke der Insel geradezu ungeheurelle Totenstädte in der Valle d'Ispica, einem Tal mit senkrecht abfallenden Wänden, das ein kleiner Fluss tief in das kalkige Hochplateau eingefressen hat. Höhlenwohnungen aus vorgeschichtlichem Dunkel in vielen Stockwerken übereinander gebaut, in frühchristlicher Zeit Fluchort der Gläubigen, wie die Reste einiger Fresken an den Wänden mit Namen christlicher Heiligen mich lehrten. Wie hergerichtet aus aufgestellten Bienenwaben erscheint das Tal; unverständlich bleibt aus der Ferne, auf welche Weise man sich den Höhlen nähern soll. Doch bald erkannte ich ein ganzes System von schmalen, in den Fels geschnittenen Pfaden, von Feigenbäumen überschattet, die die verschiedenen Reihen von Wohnungen miteinander verbinden. Aus der Tatsache, dass manche von ihnen mit Holztüren verschlossen waren, musste ich schliessen, dass sie auch heute noch bewohnt werden mögen.

Als ich zum ersten Male den Fuss hierher setzte, lastete eine gewaltige Einsamkeit in diesem Tal, nur dunkel untermaut durch das schwache Raunen des Flüsschens auf der Sohle. Einzig an der Stelle, die von der in scharfen Kurven herabsteigenden Strasse geschnitten wird, steht ein ärmliches Anwesen, mehr einer Erdwohnung mit Ziegeldach darüber ähnelnd als einem Hause, vor dem die Bauern nach der Ernte ihr Getreide nach uraltem Muster ausdreschen, indem sie ihre Esel und Maultiere darüber jagen. Aehnliche Höhlenstädte fand ich in Necropoli Pantalica, auch zwischen Sortino und Lentini unendlich tief in den Felsen sich verlierend.

Die eigenartigsten Höhlenformen bietet aber das Städtchen Sperlinga, unweit Nicosia. Hier folgen einander die Höhlen an der durch den Felsen beengten, tiefelosen Strasse wie normale Häuser, nur dass sie in den Felsen geschnitten sind. Jüngstens ist nun ein allgemeines Verbot ergangen, in Höhlen zu wohnen, darum hat der Witz der Einwohner von Sperlinga

zu der Notlösung gegriffen, vor den Höhlen aus Ziegelstein und Mauerputz Fassaden zu errichten, die mit Tür, Fenster und Balkon den Eindruck rechter Häuser erwecken. So schufen die Einwohner von Sperlinga wohl das eindringlichste Symbol des sizilianischen Lebens, das überall nur Fassade ist, die Fassade aller Völker, aller Zeiten, um darunter das Leben des Felsens zu bleiben, das es von jeher war. Am klarsten zeigt dies ein Haus unmittelbar am Eingang der Stadt (das heute das Stadtschild trägt); die Vorderwand ist aus Ziegel gebaut mit Tür und Glasfenster, hinten aber dringt es in den Felsen, und keiner weißt, wie tief das Haus sich ins Gebirge verliert.

Sperlinga ist sicher die bezeichnendste Höhenstadt des Innern. Sie baut sich auf einer unregelmäßig bewachsenen Felsrippe auf, über sie ragt steil und nackt die Klippe empor. Wie mit dem Messer zugeschnitten erscheint sie in Form eines scharfen Grates mit glattporlierten Abstürzen, auf der Höhe aber ist die Festung in den Felsen eingebohrt. Stadt und Kastell bilden hier wirklich ein geschlossenes Ganzes, und von der vordersten Plattform der unzugänglichen Feste sieht man weit hinaus übers Tal und über die Berge. Eingemeisselt in den Torbogen des Eingangs fand ich den Spruch, den das Volk den Leuten von Sperlinga angehängt hat, als sie 1282 allein von allen Städten der Insel sich an der Vesper nicht beteiligten: Quod Siculis placuit sola Sperlinga negavit (Was die Sizilianer für richtig befanden, verweigerte einzig Sperlinga). Wie zur ewigen Strafe ist der Spruch dort eingemeisselt. Vielleicht geht schon seit jener Zeit der Ruf der Zurückgebliebenheit den Menschen dieser Gegend nach.

Ist Sperlinga die bezeichnendste der Höhenstädte, so ist das folgende Gangi die absurdeste. Mitten im Kreuzungspunkt mehrerer Täler steht ein zuckerhutförmiger Berg, der mit Häusern bewachsen ist wie ein alter Felsen mit Moos. Auf der Nordseite, von der ich mich dem Berge näherte, trägt er nur ein kleines Käppchen von Wohnungen, hingegen ist die Südseite in ganzer Breite und Tiefe von Häusern bestanden. Kaum vermochte ich in diesem Gewirre Strassen zu erblicken. Hier ist der Abschluss gegenüber dem flachen Land so scharf wie nur irgend denkbar. Wie mit dem Lineal gezogen bricht die Reihe der Häuser ab. Der Zuckerhut selbst ist rings umher von seiner Umgebung abgerissen, man kann an seinem Fusse im Tal die Stadt umfahren, ohne auch nur ein einziges Haus zu treffen. Früher war die Stadt nur zu Fuß, zu Pferd oder mit leichten Karren zu erreichen. Bei meinem Besuch fand ich an der Nordseite eine Strasse im Bau, die in kühnem und regelmässigem Zickzack zur Höhe hinaufsteigt.

Lang noch begleitete mich das Bild dieser seltsamsten aller sizilianischen Höhenstädte, die ihren Typ derart übertrieben ausgestaltet hat, dass man im Grunde an ihrer Wirklichkeit zweifeln möchte und sie nur wie eine närrische Konstruktion ansehen mag. Dieser Eindruck verstärkt sich noch, wenn man die Stadt umfährt, ohne sie zu betreten. Ueberdies wollte es der Zufall, dass auch die Umgebung vollkommen verödet da lag, so dass beim besten Willen nicht auszumachen war, ob ich nicht doch nur eine konstruktive Fiktion erblickt hatte. Aber Gangi ist eine uralte Sikelstadt, die sich in die Talkreuzung zurückzog, um nach allen Seiten hin den Ausblick frei zu haben auf anrückende Feinde. Denn in ihrem Herzen barg sie einen Tempel der kretischen Mütter.

Im Weiterfahren wechselte die Landschaft wiederum ihren Charakter. Die bebaute Fläche ging zurück, auf der dürren Grassteppe erschienen grosse Schafherden, während jetzt auch die nebrodischen Berge in ihren letzten Ausläufern steil in den Himmel stiessen, der sich immer mehr bezog. So fuhr ich ein in die Madonie, das höchste Randgebirge Siziliens, wie unter ein graues Tuchgewölbe, das von einigen dumpfig schweren Felsenmassen getragen wird. Die Strasse verliert sich in schmalen Schluchten, die den Blick nicht mehr frei geben, dass man die Höhe der Hänge erahnen muss, die hier bis zu zweitausend Meter aufragen. Schier erdrückt durch den Berg traf ich das verlorene Städtchen Petralia, einmal hoch auf schmalem Grat gelegen, ein zweiter Teil an den Seiten des Steiltales angeklebt. In versteinerter Einsamkeit bringt es sein Leben dahin, wie ein letzter Vorposten der Menschlichkeit auf über tausend Meter in die Felslandschaft gestellt, die drohend überragt wird von dem klobig ansteigenden Monte Salvatore, an dessen Hängen die bauchigen Nebelwolken hängen.

Zurück zum Meer

Gelegentlich steigt zwar die Strasse noch einmal, jedoch man spürt, dass es niedergeht zum Meer. So nahm ich Abschied von den Städten der Höhe, die zwar Städte sind von unvergleichlicher Lebensdichte, aber hineingehoben in die weite Glocke des Himmels, die von steiler Felsenhöhe offener und weiter sich erschliesst als im Tale. Gerne möchte ich in einer dieser Städte leben, und sei es nur, um zu erfahren, ob hier das Leben bei gleichem Ernst der Arbeit nicht doch freier und erhabener ist als an andern Orten dieser Erde. Hier formte sich der Kern sikelischer Urnatur, in verlorener Einsamkeit und Isolierung, noch heute lebend mit einem Minimum an Verkehr; kaum dass ich bei meinen Fahrten andern Wagen

begegnete. Die Armut dieses Landes ist wahrhaft erschütternd, aber sie bildete die grosse Freiheit natürlichen Wirtschaftens, das die Kunst ist, aus allem alles zu machen. Hier ass ich zuerst geröstete Meerschweinchen, und ich lernte, dass die Klaue des Hühnerbeins Fleischpolster von köstlichem Wohlgeschmack birgt, wenn man erst die harte Schuppenhaut im Feuer brannte, um sie dann wie einen Handschuh vom Beine abzustülpen.

In aller Armut behält diese Landschaft eine überwältigende Geschlossenheit, die ganz unmittelbar überzeugt. Diese Städte könnten gar nicht anders sein als sie sind und sie zeigen das Gemeinsame an sich ohne jede Scheu, so dass man erkennt: sie bilden eine Welt. Wenn man dann bald bei Caltavuturo in das Tal des Fiume Grande eintritt, ohne noch das Meer zu erblicken, es aber immer schon ahnt und bald von ferne schimmern sieht, so führt doch der Weg vom Inneren zum Meere wie aus einem Land ins andere.

(Aus einem demnächst erscheinenden Buche von René König über Sizilien)